Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 58 (1978)
Heft: 3

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kommentare

DIE SCHWEIZ IM SOMMER 1940

Von der Beschäftigung mit Bundesrat Pilet-Golaz

Nach den Verurteilungen und Verteidigungen durch die Zeitgenossen und nach den ersten historiographischen Porträts (deren Autoren zumeist auch wiederum Zeitgenossen waren) – was soll heute eine Auseinandersetzung mit der umstrittenen Persönlichkeit, die 1940–1944 schweizerischer Aussenminister und 1940 zugleich Präsident der Eidgenossenschaft war? Diese Frage hat man sich schon stellen können, als im Mai 1977 der inzwischen verstorbene Bundeshausjournalist *Alfred Bonnet* aus freundschaftlicher Treue im Selbstverlag eine Broschüre über Marcel Pilet-Golaz publiziert hat, um zu beweisen, was bewiesen werden sollte – «que le magistrat vaudois a bien mérité de la patrie suisse, dont il fut l'un des meilleurs serviteurs[1]».

Das von *Erich Gruner* und *Peter Gilg* und Kollegen der Universität Bern veranstaltete zwölfte *Treffen für schweizerische Zeitgeschichte* galt dem Thema «Die Schweiz im Sommer 1940». Es beschäftigte sich aber (oder folglich?) mit einer an Ausschliesslichkeit grenzenden Ausgiebigkeit mit Bundesrat Pilet. *Erwin Bucher*, Professor an der Universität Zürich, analysierte in seinem differenzierten Referat die schwierige Situation, in der sich Pilet zu bewähren hatte, und kam zum Schluss, dass sich der für die Aussenpolitik zuständige Magistrat trotz Fehlern alles in allem seiner Aufgabe, deren erstes Ziel die Erhaltung der Unabhängigkeit des Landes war, gewachsen gezeigt habe. *Jean-Pierre Chuard*, stellvertretender Chefredaktor von «24 heures» (Lausanne), bereicherte die Debatte mit einem Exposé, das er auf hochinteressante und bisher unpublizierte Quellen stützen konnte: die Tagebücher des Bundesrates *Ernest Chuard* (seines Grossvaters) und des Waadtländer Staatsrates *Ferdinand Porchet*. Und *Daniel Bourgeois* vom schweizerischen Bundesarchiv legte aufgrund seiner reichen Kenntnisse der deutschen Akten dar, wie Pilet im Dritten Reich beurteilt wurde.

Der Verlauf der Diskussion hat gezeigt, dass Pilet über das unmittelbare Interesse an seiner Person und an der Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg hinaus ein Thema ist, weil die Auseinandersetzung mit ihm zugleich deutlich macht, was die Geschichtswissenschaft zu leisten vermag und was nicht. Zu Recht wurde von *Klaus Urner*, dem Leiter des Archives für Zeitgeschichte in Zürich, die Frage aufgeworfen, nach welchen Massstäben

Pilet denn zu beurteilen sei. Immerhin, urteilen wollte auch er; der französische Botschafter François-Poncet, der Entspannungspolitik habe betreiben können, ohne sich zu kompromittieren, könnte seiner Meinung nach ein Messwert sein. *Erich Gruner* wies darauf hin, dass *Walter A. Jöhr* in einer spieltheoretischen Untersuchung Antworten auf die Frage gegeben habe, welches das richtige oder falsche Verhalten oder – besser – welches die Strategie mit den grössten Erfolgsaussichten gewesen sei [2]. Diese Studie ist gewiss auch für den Historiker wertvoll, weil sie ihm einen an der theoretischen Analyse geschärften, präzisen Begriffskatalog zur Verfügung stellt.

Eine Methode indessen, die sich zunächst der Arbeit eines Historikers, nämlich des *Bonjour-Berichtes*, bedienen musste, wird die Geschichtsschreibung nicht ersetzen können. Im Gegenteil, der Historiker wird gerade dort seine Aufgabe suchen müssen, wo eine Spieltheorie nur mit Schätzungsurteilen operieren kann. Ihre Aufgabe ist noch immer die nicht auf Wertung bedachte Analyse des Einzelfalles, der mit allen Schattierungen in seinen Zusammenhängen *dargestellt* werden soll. Welche «Strategie» hat denn Pilet während seiner Amtszeit «gewählt»? Eine historiographische Darstellung würde zeigen, wie unzulänglich nachträgliche Rationalisierungsversuche sind, diejenigen theoretisierender Historiker wie diejenigen des Betroffenen, der in retrospektiven Betrachtungen sein Verhalten zu erklären versucht. Von Pilet könnte die Geschichte sagen, dass er war, wie er war und warum er so war. Eine Darstellung von Pilets Existenz würde zeigen, dass zwischen seinem Wollen und seinem Wirken komplexere (und weniger «logische») Beziehungen bestanden, als das Muster «Strategiewahl – Effekt» annimmt.

Von Pilets Wirken ist schon viel die Rede gewesen. Und die Wirkung mag auch das Wesentlichere sein. Sein Wollen hingegen ist immer in einem zu engen Zusammenhang zu seinem Wirken gesehen worden; sei es um zu sagen, er habe das gewollt oder gerade nicht gewollt, was er bewirkt hat. Wir können uns nicht schlechter informiert geben, als wir sind. Dennoch sollte man versuchen, Pilet als Individuum zu sehen, ohne voreiligen Erklärungszwang hinsichtlich dessen, was als Fehler (im Sinne von crime ou pire qu'un crime) empfunden wird, um erst in einem zweiten Schritt den Zusammenhang zwischen Wollen und Wirken herzustellen. Die folgenden Ausführungen versuchen ein paar Hinweise in dieser Richtung zu geben; sie erheben natürlich nicht den Anspruch, umfassend und abschliessend zu sein.

Noch nicht 38jährig, wurde Pilet schon drei Jahre nach seiner Wahl zum Nationalrat und bloss sechs Jahre nach seinem Eintritt in die kantonale Politik in das höchste Amt gewählt, das die Schweiz zu vergeben hat. Die Wahl von 1928 fiel auf einen in die helvetische Politik des bodenständigen Mittelmasses schlecht integrierten Mann, der übrigens, wie wir nun dank Chuard wissen, dieses Amt gar nicht gesucht hat. Pilets innere Distanz zu seiner Umgebung, die isolierte Stellung, in der er sich auch äusserlich befand, ist durch die kurze Praxis im kantonalen und eidgenössischen Parlament nicht abgebaut und mit der schnellen Beförderung an die Spitze des Staates eher gefördert worden: Nun war er zwar der hohen Staatspolitik näher gerückt, doch der politischen Ba-

sis – soweit es sie für Pilet überhaupt gab – noch mehr entrückt. In mehrfacher Beziehung höchst aufschlussreich ist die Rede, die Pilet nach fünfjähriger Amtszeit als Bundesrat 1933 gehalten hat. Es sei vielleicht eine der grössten Schwächen unserer Zeit, mahnte damals der noch junge Landesvater die akademische Jugend, aus vorübergehenden Erscheinungen vorschnell Schlüsse zu ziehen. Nur aus der Distanz werde man urteilen können, zudem sei ja nichts absolut auf dieser Welt[3]. Aus diesen Ausführungen, denen übrigens zu entnehmen ist, dass gewisse «anstössige» Formulierungen der berüchtigten Rede vom 25. Juni 1940 keineswegs dem Moment, das heisst einem momentanen Schwächegefühl entsprungen sind, spricht eine Skepsis, die ihre eigene Unfähigkeit sich zu engagieren als nachahmenswerte Tugend preist, paradoxerweise allerdings nicht ohne von den Söhnen des Landes dienstfertiges Engagement zu fordern.

Bundesrat Pilet war sich 1939 bewusst, dass er einer historischen Epoche angehörte und in einer ausserordentlichen Zeit einen wichtigen Platz einnahm. Am 3. September 1939, die Generalmobilmachung der Armee war in vollem Gang und die Westmächte hatten Deutschland, das zwei Tage zuvor Polen überfallen hatte, den Krieg erklärt, da setzte sich Pilet um 20.30 Uhr hin und begann ein Tagebuch, Aufzeichnungen, die allerdings über die ersten zwei Blätter nicht hinauskamen[4]. Allein, die bedrängenden Probleme der Gegenwart hatten Pilet in seiner kontemplativen Distanz mehr bestätigt, als dass sie ihn seiner Zeit näher gebracht hätten. Für Pilet muss das mächtige Ringen der Gegenwart so grandios und fern gewesen sein wie die Schlachten in «Krieg und Frieden» oder die homerischen Kämpfe vor Troja. Und wie unnütz erschien angesichts der grossen Konjunkturen des Menschen engagiertes Bemühen. Man solle nicht glauben, dass er nicht leide, wenn er die Deutschen in Paris einziehen sehe, verkündete er am 14. Juni 1940 vor versammelten Redaktoren, «mais je serai tout à fait glacial[5]!».

Belegt dieser von *Willy Bretscher*, dem damaligen Chefredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», überlieferte Ausspruch eine bestimmte «Strategiewahl»? Vom theoretischen Modell her besehen, ist Pilets Haltung in jedem Fall (mithin auch im Falle der subjektiven Unfreiheit) eine Wahl. Geht man von Pilets Persönlichkeit aus, muss man sich fragen, ob dem degagierten Skeptiker überhaupt die Wahl beispielsweise zwischen einer Besänftigungsstrategie und einer Abschreckungsstrategie offen gestanden hat.

Spätestens seit der Audienz-Affäre vom September 1940 sind Pilets Äusserungen als Rechtfertigungsversuche zu betrachten, mit denen der Magistrat in Einklang bringen wollte, was er einerseits leisten konnte und sich geleistet hat und anderseits was er nach seiner eigenen Auffassung oder der Meinung Dritter sollte leisten können. Pilets Räsonnement bewegte sich auf zwei Gleisen. Das eine wollte (wohl auch sich selber) plausibel machen, dass seine Politik so war, wie sie war, weil die schweizerische Aussenpolitik dies erforderte. Es ist abermals der abgeklärte, kühle Pilet, der mit dem Teufel zu verhandeln bereit ist, der sich nicht um die Meinung von Volk und Parlament schert und der weiss, dass er dereinst geopfert wird[6]. Die andere Rechtfertigung stützte sich auf das Argument,

man müsse sich in die Aufgaben teilen, der Chef der Diplomatie müsse die flexible Seite der Staatspolitik pflegen, während andere die innenpolitisch dankbarere Aufgabe hätten, unbeugsame Abwehrbereitschaft zu demonstrieren. Heute kann man wohl sagen, dass die Schweiz mit einer Mischung von Besänftigungs- und Abschreckungsstrategie gut gefahren sei, doch ist auch dies eine nachträgliche Rationalisierung und in der Zeit selbst nicht als Strategie gewählt worden. Die Verwalter der «weichen» Politik waren keine Befürworter dieser Kombination, und Marcel Pilet, der zum mindesten Fuchs sein wollte, wenn er schon nicht Löwe sein konnte, schien – wie Willy Bretscher zurückhaltend formuliert – zu verkennen, «dass seine Politik sinnlos würde, wenn sie sich nicht letztlich auf den Löwen des schweizerischen Widerstandswillens im Untergrund stützen könnte[7]».

Pilets Rechtfertigungsversuche wie die gegenüber Pilet erhobenen Vorwürfe haben eine Überlegung gemeinsam: die Annahme, dass das Verhalten des Staatsmannes den Bedürfnissen der Zeit *angepasst* sein sollten. Pilet nahm von sich selbst an, er habe sich zeitgerecht verhalten; umgekehrt wurde Pilet vorgeworfen, er habe sich im negativen und von *Alice Meyer* in die Nachkriegsliteratur hineingetragenen Sinn «angepasst[8]» und habe gerade deswegen den besonderen Erfordernissen der Zeit nicht genügt. Indessen müsste doch vor allem die Frage abgeklärt werden, ob sich Pilet überhaupt angepasst, das heisst in seinem Verhalten geändert hat.

Auf die auffallende Kontinuität der Anschauung zwischen 1933 und 1940 ist bereits hingewiesen worden. Diese Linie lässt sich aber weiterverfolgen. «Les circonstances changent très rapidement ... Vous verrez avec quelle vitesse marchent les événements ... Il nous faudra à tous du courage, il nous faudra surtout du calme. Le courage le plus efficace est toujours fait de calme; c'est ce que l'on appelle le sangfroid. Il nous faudra aussi de la confiance, de la confiance dans les autres et de la confiance en nous. Nous la méritons si nous restons unis[9].» Diese Konfession stammt nicht, wie man meinen könnte aus der Rede vom Juni 1940; Pilet hat sie im Dezember 1944 ausgesprochen und hätte sie auch schon 1933 verkünden können.

Ob sich Bundesrat Pilet in seiner Konstanz problemadäquat verhalten habe, ist ohne Wertung nicht zu beantworten. Die Geschichtsschreibung könnte aber vor allem dort ihren Beitrag leisten und ihre Chance wahrnehmen, wo eine ihrer wichtigsten Aufgaben liegt: Sie könnte *Veränderung und Dauer* im Ablauf der Zeit feststellen und erklären. Im Fall Pilet wäre demnach der synchronen Frage nach Wollen und Wirken die diachrone Perspektive zur Seite zu stellen: Hat sich Pilet verändert oder ist er nicht vielmehr der gleiche geblieben in veränderter Zeit und vor neuer Aufgabe?

Georg Kreis

[1] Alfred Bonnet, Le grand mérite de Conseiller Fédéral Marcel Pilet-Golaz. (Bern 1977.) 59 S. – [2] Walter A. Jöhr, Zur Strategie der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. In: Wirtschaft und Recht 1971. S. 14–59. – [3] Marcel Pilet-Golaz, Discours à la jeunesse académique. In: Neue Schweizer Rundschau 1933. S. 449–464. «... c'est peut-être une des plus grandes faiblesses de notre temps que de tirer

d'événements transitoires des conclusions précipitées et générales. (...) C'est à distance seulement qu'on peut juger avec certitude et nous perdons l'habitude de prendre le recul nécessaire, etc. ...» – [4]Der Tagebuchbogen liegt im Bundesarchiv bei den Handakten Pilet. – [5]Mitteilung Bretscher vom 15. Juni 1977. – [6]«Si j'avais un jour à parler avec le diable, je serais seul à même d'en juger ...» (Edgar Bonjour, Geschichte der schweizerischen Neutralität, Bd. 7, S. 209) «Je n'attachais aucune importance à la popularité parlementaire ou générale.» (Ebenda Bd. 5, S. 439) «Je dois obéir en sachant que je suis sacrifié.» (Gonzague de Reynold, Mémoires Bd. 3, S. 669.) – [7]Willy Bretscher, Das Verhältnis von Bundesversammlung und Bundesrat in der Führung der auswärtigen Politik. In: Schweizerisches Jahrbuch für politische Wissenschaft 1966. S. 19. Zur These, man habe in der Aussenpolitik in arbeitsteiliger Weise zwei Strategien pflegen müssen, vgl. auch Georg Kreis, General Guisan, Minister Frölicher und die Mission Burckhardt 1940. In: Schweiz. Zeitschrift für Geschichte 1977. S. 99f. – [8]Alice Meyer, Anpassung oder Widerstand? Frauenfeld 1966. – [9]Stenographisches Bulletin des Nationalrates vom 12. Dezember 1944.

«KEIN IMPORT DES GEISTES!»

Zur Verbreitung ausländischer Schulgeschichtsbücher in der Schweiz

«Kein Import des Geistes!»: Persönlich kennen wir den Autor dieses Mottos nicht. Wir wissen nur, dass es von einem Schwyzer Sekundarlehrer stammt und in einer internen Umfrage über Schulgeschichtsbücher geprägt wurde. Auch die Lehrer, die diese Umfrage auswerteten, waren damit einverstanden, dass der Einfluss ausländischer Schulbücher im Geschichtsunterricht eingeschränkt werden solle: «Den Wunsch ‹Kein Import des Geistes!› teilen wir ebenfalls.» – Sie mussten aber feststellen, dass bei ihrer Umfrage ein Buch aus dem Hirschgraben-Verlag in Frankfurt am Main, Bundesrepublik Deutschland, am besten abschnitt.

«Überfremdung von Volk und Heimat» durch Schulgeschichtsbücher?

Ist diese Anekdote aus der zweiten Hälfte der siebziger Jahre für die Situation der Schulgeschichtsbücher in der Schweiz symptomatisch? Gibt es auf diesem Gebiet so etwas wie eine «Überfremdung von Volk und Heimat»? Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit diesem Problem.

Es ist zu erwarten, dass es gerade beim Geschichtsunterricht besonders brisant ist. Geschichte umfasst ja nach den meisten Lehrplänen auch Staatskunde. Ist aber ein Buch, das auf die schweizerischen Verhältnisse nicht speziell zugeschnitten ist, überhaupt in der

Lage, diese Aufgabe zu erfüllen und den Schülern eine spezifisch schweizerische politische Bildung zu vermitteln? Ist im Ungenügen der Lehrmittel eine Ursache für die vielbeklagte mangelhafte Staatsbürgerkunde zu suchen?

Diese Problematik wird in unserem Beitrag nicht diskutiert. Wir gehen hier der Frage nach, wie gross der zahlenmässige Einfluss ausländischer Bücher im Geschichtsunterricht der Sekundarschulstufe I in der Schweiz tatsächlich ist. Im weitern beziehen wir die Reaktion schweizerischer Lehrer und Amtsstellen auf die Existenz ausländischer Geschichtslehrmittel ein. Die Antwort kann – so hoffen wir – ein Schlaglicht auf die strukturellen Verhältnisse auf dem Gebiet der Schulgeschichtsbücher in der Schweiz werfen.

Eine Umfrage auf der Sekundarschulstufe I

Die Volksschulen unterstehen in der Schweiz der kantonalen Hoheit. Die daraus entstandene Zersplitterung des Schulwesens ist bekannt. Zur Erfassung der verwendeten Lehrmittel erwies es sich deshalb als unumgänglich, bei sämtlichen kantonalen Erziehungsdepartementen eine Umfrage durchzuführen. Ohne Mithilfe der Schweizerischen Dokumentationsstelle für Schul- und Bildungsforschung in Genf wäre sie uns jedoch kaum geglückt, da in jedem Kanton Lehrmittelstellen von ein bis drei verschiedenen Schultypen angefragt werden mussten[1]. Die Angaben der kantonalen Amtsstellen ergänzten wir durch Anfragen bei Verlagen und Autoren von Schulgeschichtsbüchern[2].

Die auf diese Weise im Verlauf der Jahre 1976 und 1977 gewonnenen Resultate sind notgedrungen lückenhaft, da die Qualität der Antworten variierte. Dazu kommt, dass Lehrer und Schulen relativ häufig, wie wir aus Stichproben entnehmen konnten, von den Vorschriften der kantonalen Instanzen abweichen und andere Bücher als die offiziell vorgeschriebenen oder empfohlenen im Unterricht einsetzen.

Ferner konzentrierte sich unsere Umfrage auf die Abschlussklassen innerhalb der obligatorischen Schulpflicht. Diese werden in der pädagogischen Fachsprache als «Sekundarschulstufe I» zusammengefasst. Ihre Dauer, Bezeichnung und Organisation ist von Kanton zu Kanton, von Sprachregion zu Sprachregion verschieden. Ohne hier auf die einzelnen kantonalen Unterschiede einzugehen, kann man im grossen ganzen drei Typen von Abschlussklassen unterscheiden: eine untere Grundstufe mit eher praktischer Ausrichtung, einen gehobeneren Abschluss mit dem Ziel, den Schülern eine anspruchsvollere Berufslehre zu ermöglichen, und eine Stufe mit progymnasialem Charakter. In den Kantonen der welschen Schweiz fallen der erste und zweite Typ häufig unter der Bezeichnung «cycle d'orientation» zusammen.

Der vorliegende Bericht bezieht sich vor allem auf die ersten beiden Stufen, die von der grossen Mehrzahl der Schüler besucht werden. Was das Untergymnasium und die Diplommittelschulen (zum Beispiel Handelsschulen mit Beginn im 9. Schuljahr) angeht, können wir nur einige Hinweise geben, da die uns für diesen dritten Schultyp zur Verfügung stehenden Daten ungenügend abgestützt sind und wegen der grossen Unterschiede (zum Beispiel durch kantonal anerkannte Privatschulen) nur mit grossem Aufwand – wenn

	Tabelle 1. Bücher ausländischer Verlage: Grundstufe	*Tabelle 2. Bücher ausländischer Verlage: gehobener Abschluss*
Ostschweiz		
ZH	—	—
SH	—	—
TG	—	—
SG	—	—
AR	—	—
AI	—	Westermann
GR	—	Hirschgraben, Klett, Westermann
GL	—	Deutscher Taschenbuchverlag, Diesterweg (2), Klett (2), Westermann
Innerschweiz		
LU	—	—
ZG	—	—
SZ	—	Hirschgraben
UR	—	—
OW	Hirschgraben	—
NW	Hirschgraben, Westermann	Hirschgraben, Westermann
VS dt	—	—
Nordwestschweiz		
BE dt	—	—
FR dt	—	Westermann
SO	—	—
BS	—	—
BL	—	—
AG	—	—
Westschweiz		
VD	Delagrave – Spes	—
GE	—	—
NE	—	—
BE fr	—	Bordas, Delagrave – Spes, Hachette, Hâtier
FR fr	Delagrave – Spes	Delagrave – Spes
VS fr	Delagrave – Spes	Delagrave – Spes
Südschweiz		
TI	Principato, Zanichelli	Edizioni scolastiche Mondadori, Garzanti, Loescher, La Nuova Italia, Principato, Zanichelli

Jeder Verlagsname symbolisiert, wenn nichts anders angegeben ist, ein Werk aus diesem Verlag, das im betreffenden Kanton von Schülern verwendet wird.
dt: deutschsprachiger Kantonsteil, fr: französischsprachiger Kantonsteil.

überhaupt – vervollständigt werden könnten.

Breites Angebot – schmaler Absatz

Schulgeschichtsbücher werden in der Schweiz nicht in einem freien Verhältnis von Angebot und Nachfrage vermittelt; ihr Markt wird vielmehr massgeblich von Vorschriften und Empfehlungen kantonaler Schulbehörden eingeengt. Dass diese staatlichen Behörden schweizerische Produkte bevorzugen, verwundert nicht. Ausländische Schulgeschichtsbücher werden selten vorgeschrieben, höchstens gestattet oder geduldet.

Diese Zurückhaltung kann aber, wie wir in unseren Erhebungen festgestellt haben, nicht verhindern, dass ausländische Bücher in der Schweiz von Schülern verwendet werden. Die Tabellen 1 und 2 stellen dar, in welchen Kantonen Bücher aus ausländischen Verlagen nach offizieller Auskunft in Gebrauch sind.

Betrachten wir das Ursprungsland dieser Bücher, stellen wir fest, dass die Bücher aus den Nachbarstaaten importiert werden. Bücher aus der Bundesrepublik finden wir in der deutschen, aus Frankreich in der welschen und aus (Ober-)Italien in der italienischen Schweiz. Staaten, die der Schweiz im ganzen wohl ähnlicher sind, wie Belgien oder Österreich, werden nicht berücksichtigt[3].

Das Ausmass dieses Imports ist von Sprachregion zu Sprachregion verschieden. Der italienischsprachige Kanton Tessin ist offensichtlich am stärksten von der ausländischen Produktion abhängig. Er ist zu klein, um eigene Büchen zu produzieren, und kann von andern schweizerischen Regionen keine übernehmen. In der deutschen und welschen Schweiz ist der Einfluss ausländischer Schulgeschichtsbücher wesentlich geringer. Es gibt hier relativ viele Kantone, die offiziell nur schweizerische Bücher verwenden. Absatzmärkte für ausländische Produkte finden sich hier (in der Welschschweiz) im Unterwallis, in der Waadt, in Welsch-Freiburg und im Berner Jura, (in der Deutschschweiz) in Deutsch-Freiburg, Ob- und Nidwalden, Schwyz, Glarus, Appenzell-Innerrhoden und Graubünden.

Da diese Kantone zum Teil verschiedene Bücher beziehen und ihren Einkauf offensichtlich nicht aufeinander abstimmen, ergibt sich somit eine stattliche Reihe ausländischer Buchtitel, die in der Schweiz abgesetzt werden. In unserer Umfrage wurden für die deutsche Schweiz acht, für die welsche vier und für das Tessin sechs verschiedene Titel genannt: 18 ausländische Titel!

Die relativ hohe Zahl sagt freilich wenig über die Verkaufsziffern aus. Während von den meisten schweizerischen Verlagen ziemlich genaue Zahlen über die gedruckten und verkauften Exemplare zu erhalten sind, ist es äusserst schwierig, die entsprechenden Angaben von ausländischen Verlagen zu bekommen. Lediglich ein einziger, ein deutscher Verlag mit ziemlich grossem schweizerischem Absatz, nannte uns vertraulich approximative Zahlen: Diese Zahlen, durch Auskünfte von Lehrern und andern Verlagen tendenziell bestätigt, lassen den Schluss zu, dass der Absatz von Exemplaren ausländischer Herkunft nicht der breiten Palette der gehandelten Buchtitel entspricht. Wir schätzen deshalb für die deutsche und welsche Schweiz das Verhältnis zwischen schweizerischem und ausländi-

schem Absatz in der Sekundarschulstufe I (ohne den dritten Typ, das Progymnasium) mit 100 : 1 ein. Der Übername «Klett-Gau» für die deutsche Schweiz entspricht auf dem Geschichtsbuchmarkt zweifellos nicht der Wirklichkeit.

Starke Verbreitung ausländischer Schulgeschichtsbücher in traditionsbewussten Bergkantonen

Der Hinweis auf den relativ geringen Absatz darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass einzelne Kantone und Gebiete der Schweiz viel stärker ausländische Schulbücher benutzen als andere. Der an sich geringe ausländische Einfluss massiert sich also in einzelnen Gebieten. Insofern ist er dort nicht zu unterschätzen.

Ein Blick auf die Absatzgebiete zeigt als wichtige Gemeinsamkeit, dass praktisch alle diese Kantone in wirtschaftlicher Hinsicht zu den schwächeren gehören[4]. Ausnahmslos liegen sie in dem offiziell als «Berggebiet» ausgeschiedenen Teil der Schweiz, den man mit einem entwicklungspolitischen Begriff auch als «Peripherie» (im Gegensatz zum «Zentrum») definieren könnte[5]. Dazu gehören sicher im ganzen auch der Kanton Freiburg, der Berner Jura und der Halbkanton Appenzell-Innerrhoden, die nicht direkt im geographischen Berggebiet liegen.

In den grossen und wirtschaftlich starken Mittellandkantonen sind offiziell keine ausländischen Schulgeschichtsbücher in Gebrauch. Das trifft auf die deutsche wie auf die welsche Schweiz zu: Genf ist diesbezüglich ebensowenig «überfremdet» wie die deutschsprachigen Kantone Bern, Zürich und Aargau.

Zweifellos erstaunt dieses Resultat auf den ersten Blick. Landläufig würde man erwarten, dass gerade in den Land- und Bergkantonen das Traditionsbewusstsein ein Bollwerk gegen ausländische Einflüsse in Schule und insbesondere in Staatsbürgerkunde darstellen würde. Die breite Öffentlichkeit mutet Genf, Zürich oder Basel bestimmt viel eher ausländische Geschichtsbücher zu als Schwyz oder Graubünden.

Der wichtigste Erklärungsfaktor für dieses Phänomen liegt zweifellos in wirtschaftlichen Überlegungen. Ihre ökonomische Schwäche und ihre relativ geringe Bevölkerung macht es diesen Kantonen unmöglich, eigene Lehrmittel für die Schulen her- und bereitzustellen, wie dies Zürich, Bern oder Genf tun können. Demzufolge lassen sie den Lehrkräften in der Auswahl der Lehrmittel relativ freie Hand. Da sie keine eigene und damit schweizerische Produktion durch Vorschriften schützen müssen, stehen sie grundsätzlich allen und damit auch ausländischen Anbietern offen. Weshalb diese in der freien Konkurrenz häufig obsiegen, wird im nächsten Kapitel zur Sprache kommen.

So ergibt sich die paradoxe Situation, dass zurzeit diejenigen Gebiete, die gemeinhin als Hort des schweizerischen Patriotismus angesehen werden, die eifrigsten Abnehmer ausländischer Geschichtsbücher sind.

Starke Verbreitung ausländischer Schulgeschichtsbücher im gehobeneren Abschluss der Sekundarschulstufe I

Wenn man die Tabellen 1 und 2 untereinander vergleicht, stellt man fest, dass

	Tabelle 3. Vorschriften des Kantons: Grundstufe			*Tabelle 4. Vorschriften des Kantons: gehobener Abschluss*		
Ostschweiz	Kat. 1	Kat. 2	Kat. 3	Kat. 1	Kat. 2	Kat. 3
ZH	—	—	*	*	—	*
SH	—	****	—	—	—	***
TG	—	*	—	***	—	—
SG	—	*	—		Versuchsstadium: frei	
AR	—	*	*	—	*	—
AI	—	—	—	—	**A	—
GR	*	*	***	*	—	AAA*
GL	—	—	**	—	—	AAAAAA *******
Innerschweiz						
LU	—	—	*	*	—	*
ZG	*	—	—	**	—	—
SZ	*	****	—	—	—	A****
UR	—	***	—	—	**	—
OW	—	A**	—	—	*	*
NW	A*	A*	—	*	AA*	—
VS dt	*	—	*	**	—	—
Nordwestschweiz						
BE dt	*	*	—	—	**(**)	—
FR dt	*	*	*	*	A*	*
SO	(*)	—	—	(*)	**	—
BS	**	—	—	**	—	—
BL	*	—	—	*	—	—
AG	*	—	*	*	—	*
Westschweiz						
VD	A*	—	—	**	—	—
GE	*	*	—	*	*	—
NE	**	**	—	**	**	—
BE fr	*	—	—	—	—	AAAA *****
FR fr	—	A**	—	—	A**	—
VS fr	A	—	—	A	—	—
Südschweiz						
TI	—	AA*	—	—	AAAAAA	—

Legende: Vorschriften Kategorie 1: obligatorische, offizielle Verwendung
Kategorie 2: gestattete, empfohlene, subventionierte Verwendung
Kategorie 3: fakultative, freie, geduldete Verwendung

* = schweizerisches Werk
A = ausländisches Werk
() = Werk im Versuchsstadium eingeführt

die Grundstufe schon rein zahlenmässig viel weniger ausländische Importe aufführt als der gehobenere Abschluss. Dieser Trend verstärkt sich auf der Stufe des Progymnasiums noch. Unsere approximativen Zahlen lassen hier auf fast ein Gleichgewicht zwischen schweizerischen und ausländischen Büchern schliessen. Mit andern Worten: Je höher die intellektuellen Anforderungen des Schultyps, desto grösser ist offensichtlich die Anziehungskraft ausländischer Produkte.

Zwei Überlegungen scheinen uns dieses Phänomen zu erklären: Qualifiziertere Schultypen verfügen – erstens – im allgemeinen über spezielle Staatskunde-Lehrmittel aus dem breiten Angebot schweizerischer Verlage. Sie können sich daher für die Geschichte leichter mit einem ausländischen Werk behelfen.

Wieso wollen schweizerische Schulen aber überhaupt auf ausländische Bücher zurückgreifen? Diese zweite Überlegung versuchen wir aufgrund einer qualitativen Schulbuch-Analyse zu umreissen[6]: Wir haben darin unter anderem festgestellt, dass (vor allem deutsch-) schweizerische Schulgeschichtsbücher viel mehr auf ethische Urteilsbildung und viel weniger auf modern aufgemachte Wissenschaftlichkeit Wert legen als ausländische. Zwar ist diese Differenz in der neuesten Produktion sichtbar im Schwinden begriffen. Sie scheint aber auf der Sekundarschulstufe I immer noch die Auswahl der Schulbücher zu beeinflussen: Lehrer des gehobeneren Abschlusses greifen eher zu einem ausländischen Werk, Lehrer der Grundstufe finden mehr Befriedigung in der Arbeit mit einem Schweizerbuch.

Diese beiden Überlegungen kommen nur dann zum Tragen, wenn man von der Freiheit des Lehrers, seine Bücher selbst zu wählen, ausgeht. Ist diese Freiheit aber überhaupt gegeben? Zur Beantwortung dieser Frage sind in den Tabellen 3 und 4 alle verwendeten Werke nach der Verbindlichkeit, in der sie gebraucht werden, dargestellt. Dabei wird aber unterschieden zwischen schweizerischen (*) und ausländischen (A) Büchern. Für unsere Belange ist dabei vor allem die Feststellung wichtig, dass die ausländischen Bücher dort einen Schwerpunkt bilden, wo Kantone bereit sind, Bücher nur zu empfehlen oder sogar auf eine Kontrolle zu verzichten: 14mal werden ausländische Bücher frei, 16mal empfohlen, subventioniert oder in Klassensätzen verwendet und nur viermal vorgeschrieben. Je grösser der Freiraum, desto eher finden auch ausländische Schulgeschichtsbücher ihre Abnehmer; je freier die Konkurrenz, desto mehr überwiegen die im harten Konkurrenzkampf der ausländischen Privatverlage geprüften Bücher. Beunruhigend (im Sinn des unbekannten Schwyzer Lehrers) drängt sich die Frage auf: Noch mehr «Import des Geistes»?

«Import des Geistes» in der Zukunft?

Der Absatz ausländischer Bücher in der Schweiz ist zwar noch klein, konzentriert sich aber auf gewisse Kantone und (etwas weniger deutlich) auf die Stufe des gehobeneren Abschlusses. Ob sich daran etwas ändern wird, hängt davon ab, wie dieser Zustand in den betreffenden Gebieten von den verantwortlichen Behörden und Lehrern wahrgenommen und empfunden wird.

Um diese Problematik zu erfassen, haben wir den verantwortlichen Instan-

zen die Frage vorgelegt, wie sie sich zur inoffiziellen und offiziellen Verwendung ausländischer Schulbücher stellen. Ihre Antworten lassen sich in zwei Tendenzen gliedern. Recht gelassen reagierten – erstens – vor allem die Mittellandkantone: Entweder ist man dort überzeugt, dass dieser Fall gar nicht eintrete, oder aber, wenn er vorkommen sollte, die Behörde kaum einschreiten würde. Man übe keine Polizeifunktion aus, heisst es aus dem Kanton Aargau[7]. Auch der Kanton Bern würde ausländische Bücher offenbar ausschliesslich deshalb nicht gestatten, weil die dadurch entstehende Uneinheitlichkeit Schul- und Klassenwechsel erschweren würde. Hinter all diesen Antworten steht die Gewissheit, dass die einheimische und verwurzelte Produktion, verbunden mit präzisen Vorschriften, ausländischen Einfluss ohnehin nicht hochkommen lassen würde. Die Kantone der «Peripherie», zweitens, reagierten unterschiedlicher: Die einen Antworten widerspiegeln Toleranz bis Gleichgültigkeit (so zum Beispiel Graubünden, Glarus und Appenzell-Innerrhoden [gehobener Abschluss]). Die andern lehnen ausländische Lehrmittel für Geschichte deutlich ab. Eine typische Begründung lautete: «Denn die deutschen Lehrmittel enthalten (zu Recht, denn sie sind deutsch) meines Erachtens zu viel spezifisch Deutsches, das für unsere Klassen nicht im Vordergrund steht.» Hier, in den Antworten aus Schwyz, Uri, Luzern, Appenzell-Innerrhoden (Grundstufe) und dem Tessin, stossen wir nun auf das erwartete Traditionsbewusstsein[8]. In diesen Kantonen trachtet man auch bewusst danach, ausländische Geschichtsbücher auszuschalten, und hat bereits viel erreicht: Luzern bezieht jetzt das Lehrmittel der Nordwestschweizer Kantone und verwendet es auch am Untergymnasium, wo vorher besonders viele deutsche Lehrmittel inoffiziell kursierten. Appenzell-Innerrhoden bemüht sich um die Anschaffung eines neuen Buches. In Uri und dem Tessin hat man bereits – meist auf Initiative von Lehrern der Abschlussklassen hin – begonnen, sich mit provisorischen Unterrichtshilfen selbst zu helfen, um die Zeit bis zur Einführung eines Lehrmittels zu überbrücken.

Das Problem des «Imports des Geistes» ist also den betroffenen Gebieten immer bewusster geworden. Vor allem die Lehrer scheinen sich aus der Abhängigkeit von ausländischen Lehrmitteln lösen zu wollen. Vorbild für diesen Weg der Selbsthilfe ist sicher die Lehrergruppe des Artel-Verlages in Wattwil (SG), die mit reich illustrierten und einzelnen deutschen Geschichtsbüchern nicht unähnlichen Heften zur neuesten Geschichte einen durchschlagenden Erfolg verzeichnen konnte. Der Verlagsleiter Konrad Bächinger gab uns als ein Hauptmotiv für das Unternehmen an: «Wir wollten mit unserer schweizerischen Zeitgeschichte für Schüler vor allem einmal die deutsche Konkurrenz auf dem Schweizer Markt ausschalten, was uns gelungen ist: Unsere Preise sind viel niedriger. Wir verkaufen nicht über den Buchhandel.»

Der Erfolg des Artel-Verlages bestätigt, dass kantonale Vorschriften letzten Endes weniger als eine attraktive inländische Produktion ausländische Lehrmittel konkurrieren. Bereits werden in Kantonen mit strengen Vorschriften auch schon Artel-Hefte inoffiziell verwendet – ein Erfolg, den bisher nur attraktive deutsche und französische Lehrmittel aufweisen konnten!

Aber auch in der übrigen Schweiz zeichnet sich eine rasche Modernisierung der Produktion ab. Die Westschweiz ist mit drei chronologisch aufeinander abgestimmten umfangreichen Bänden aus dem Verlag Payot in Lausanne vorangegangen. In der Nordwestschweiz arbeiten die Lehrmittelverlage unter solothurnischer Führung nach einem gemeinsamen Lehrplan an einem vierbändigen Lehrmittel, dessen erste Auflage in diesem Frühjahr fertiggestellt sein wird. Da die Kantone hier relativ stark Einfluss auf den Geschichtsunterricht zu nehmen gewohnt sind (vgl. Tabellen 3 und 4), wird bereits das Lehrmittel unter der Aufsicht kantonaler Vertreter verfasst. Die Ostschweiz geht dagegen eher wie die Bundesrepublik vor: Privatverlage wie Artel oder Sauerländer-Benziger (sabe) in Zürich zeichnen für die neuesten Erscheinungen verantwortlich. Daneben versucht der Lehrmittelverlag des Kantons Zürich in den andern Kantonen einen Absatzmarkt zu erschliessen. Über kurz oder lang werden also – diese Prophezeiung darf wohl gewagt werden – in der Schweiz genügend einheimische Lehrmittel zur Verfügung stehen, die mit einer möglichst zeitgerechten, aber auch ziemlich einheitlichen Aufmachung eine möglichst grosse Streuung anstreben.

«Kein Import des Geistes» mehr! Diese Nachricht hat auch ihre Schattenseiten. In dieser Schattenseite stehen vor allem einmal die kleineren Unternehmen auf dem Schulbuchmarkt, die durch die Grossauflagen der neuen Schulbücher praktisch erdrückt werden, obwohl sie wichtige Minderheiten berücksichtigen könnten. Bemerkenswert ist beispielsweise, dass kein Lehrbuch katholischer Observanz mehr hergestellt wird. Aber selbst Mittellandkantone können unter dem Konzentrationsprozess leiden: Der Lehrmittelverlag des Kantons Aargau beispielsweise bleibt auf einem zweibändigen Werk sitzen, an dem ein Lehrer in seiner Freizeit zwölf Jahre gearbeitet hat. Ein welscher Verlag muss einen Verlust von 55000 Franken verbuchen, weil er von seinem Lehrmittel bisher nur noch 12 Prozent der Auflage absetzen konnte; denn dieses wird nun vom aufwendigeren dreibändigen Werk aus dem Payot-Verlag verdrängt.

Die Autarkie der schweizerischen Schulgeschichtsbuch-Produktion wird also erkauft durch eine rapide Konzentration, die letzten Endes Zentralisation und damit oft schmerzlicher Verzicht auf regionale und föderalistische Eigenständigkeit mit sich bringt. Die nationale Eigenständigkeit erscheint zwar gesichert, aber sie droht ihr wichtigstes Prunkstück zu verlieren: die Vielheit in der Einheit.

Urs Altermatt/Hans Utz

[1] Wir danken Herrn Prof. Eugen Egger und Fräulein Ursula Rohrer für ihre grosse und kompetente Hilfe. – [2] Die Fragebogen sind bei uns archiviert. Für die Weiterarbeit auf diesem Gebiet sind wir für Hinweise, Kritik und Anregung sehr dankbar! Korrespondenzadresse: Universität Bern, Historisches Institut, Engehaldestrasse 4, 3012 Bern. – [3] Der Kanton Thurgau bezieht für die Klassenbibliothek zwei Bände zur griechischen und römischen Geschichte aus einem Verlag aus dem benachbarten Österreich. – [4] In der kürzlich veröffentlichten Erhebung des Eidgenössischen Finanz- und Zolldepartementes erscheinen die Kantone nach ihrer Finanzstärke in den folgenden Rängen: 7. Nidwalden mit 103 Indexpunkten (100 ist schweizerischer Durchschnitt), (8. Waadt mit 96), 10. Gla-

rus (87), 13. Tessin (74), 15. Bern (68), 16. Schwyz (66), 17. Graubünden (65), 21. Freiburg (46), 23. Wallis (38), 24. Appenzell-Innerrhoden (32), 25. Obwalden (30). – [5]Eine leicht erklärbare Ausnahme stellt der Kanton Waadt dar, der für die «classes supérieures» (Grundstufe) ein Werk aus einem französischem Verlag verwendet, das er aber von drei auf einen Band zusammenkürzt. – [6]Altermatt Urs, Utz Hans, Hitler-Bild und Personalisierungs-Problem. Vergleichende Analyse von Schulgeschichtsbüchern der Schweiz. In: Zeitgeschichte, 4. Jahrgang, Heft 1, Oktober 1976, Wien-Salzburg, S. 25–38. – [7]Ähnlich auch St. Gallen, Solothurn und die Waadt. – [8]Ob- und Nidwalden haben leider zu dieser Frage nicht Stellung bezogen.

USA – EUROPA, ERFAHRUNGEN IM ALLTAG

Im vergangenen September trafen sich zwei Dutzend Europäer und Bürger der USA auf einer kleinen Atlantikinsel im Staat Georgia – sie heisst Jekyll Island und liegt nahe bei der Simon-Insel, wo Jimmy Carter oft Ferien zu machen pflegte. Die Teilnehmer jenes Kolloquiums brachten mehr als zwanzig «Papiere» mit, über die drei Tage lang diskutiert wurde. Das weitgefasste Thema des von der Thyssenstiftung ermöglichten Treffens lautete: «Werte im Alltag – amerikanische und europäische Erfahrungen.»

Es ist nicht meine Absicht, über dieses Kolloquium zu berichten, das für die Teilnehmer seinerseits zu einer amerikanisch-europäischen Erfahrung wurde. Es mag erwähnt sein, dass schon die Autofahrt von der nächstliegenden Stadt in Florida eine «Erfahrung» ist, diejenige der grenzenlosen Weite einer Landschaft, wie wir sie in Westeuropa nicht erleben. Ferner gaben auch Ausflüge in Städte Anlass, sich vor Verallgemeinerungen zu hüten. Da ist Savannah, die alte Hafenstadt, vom ersten englischen Gouverneur nach Studium von Vitruvius und Palladio konzipiert, mit grossen Plätzen, die Baumlandschaften sind, Strassen zum Spazieren, eine Altstadt, in der Weisse und Schwarze, arm und reich nicht räumlich segregiert sind, es gibt keine Bahnstation, aber der schöne Bahnhof wurde zum Sitz der Handelskammer und damit als Bauwerk gerettet. Dann Atlanta, mit den aus dem Nichts gestampften Hoteltürmen, kraft Klimaanlagen lebensfähig, Zentrum von Konferenzen, aber auch von Hochschulen. Sehenswert wie Brasilia – ob ein Lebensraum wie europäische Städte? Das ist schwerer vorstellbar. Vom klimatisierten Auto in klimatisierte Räume – der schnell wachsende Süden ist auf extremen Energieverbrauch angewiesen, gegen den Präsident Carter vergebens kämpft. Soviel zum Räumlichen.

Kann europäischer von amerikanischem Alltag in den Beziehungen zum religiösen Glauben, zum Rechtsbewusstsein, zu Körper, Geschlecht, Altersstufen, Verhältnis zu Sport und

Spielen, Konsumgewohnheiten und allem übrigen wirklich unterschieden werden? Dieses Amerika ist schliesslich von Europäern geprägt; die süd- und osteuropäische, die farbige Einwanderung namentlich der Millionen gezwungenen schwarzen «Einwanderer» ändert nichts an der englischen Prägung der Einrichtungen, die von der ersten Verfassung von Virginia oder Massachusetts seit vier Jahrhunderten dauern. Es gibt seit langem zwei Schulen amerikanischer Historiker: die einen betonen die ideengeschichtliche Verwandtschaft und Bindung über den Atlantischen Ozean; die anderen betonen, was die USA zur grossen Ausnahme macht, mit nichts vergleichbar, eine Sonderentwicklung, bezeichnet durch die Rolle der Einwanderung, der Assimilierung und Einbürgerung von Millionen, Amerika als «Idee» mehr als Gegebenheit, das Fehlen des Feudalismus, der Invasionen, der Erfahrung zerbrechender, unterworfener Staaten, das grosse, auch heute noch spürbare Gefühl von Sicherheit und Zukunftsvertrauen durch alle Krisen hindurch, die uniformierten, keinen Qualitätssinn fördernden Konsumgewohnheiten, die vom Angebot geprägt werden und auch Zwänge sind, die sakralisierte Verfassung, das wüste Wachstum der ungeliebten Städte, denen jene, die es können, entfliehen, statt sie zu verbessern. Alles im Vergleich zu Europa Besonderheiten, die den Alltag prägen.

Dennoch ist es aufschlussreicher, nicht von den einfachen Antithesen auszugehen – Baseball gegen Fussball, Drugstore gegen Kneipe, private Colleges verschiedenster Güte gegen staatliche, einigermassen gleichwertige Universitäten, stete Bereitschaft, Wohnort und Freundeskreis zu wechseln gegenüber Verwurzelung in einer kleinen Heimat, der man sich ungern entreisst, ferner: eine Presse, die mit drei oder vier Ausnahmen fast keinen Raum für Weltpolitik hat, dafür tägliche Beilagen über Garten und Freizeitbeschäftigungen, gegen europäische Zeitungen, für die das Ausland stets präsent und wichtig ist. In den USA vielmehr als in Europa Ersatz der Zeitung als Informationsmittel durch Fernsehen und Radio, der Analyse durch den Kommentar eines Stars oder «pundits», dessen Meinung durch seinen Namen Autorität hat.

Die Liste der augenfälligen Unterschiede wäre lang, zu denen auch ein anderer Gang, ein anderes Verhältnis zum Körper gehört. Und doch wäre es schwer, viele relevante Schlussfolgerungen aus diesen Verschiedenheiten zu gewinnen. Interessanter sind die Verflechtungen – Europäisierung Amerikas, Amerikanisierung Europas. Bei der Untersuchung dieser Verbindungen und Einflüsse werden uns Unterschiede und Konvergenzen am ehesten bewusst, also gerade dann, wenn sie ihre bisherige naive Ausgeprägtheit zu verlieren im Begriff sind.

Nehmen wir ein Beispiel, das im genannten Kolloquium eine Rolle spielte, hauptsächlich im Gespräch zwischen dem Völkerrechtler aus Virginia Dick Howard, dem Kölner Völkerrechtler Martin Kriele und dem Politiker und Industriellen Hans Dichgans. Es ging um den Platz der Richter in der Formung der Gesellschaft. In der amerikanischen Verfassung war die Bedeutung nicht vorgezeichnet, die der oberste Gerichtshof in der politischen und sozialen Geschichte der USA einnehmen sollte, in direkterer und vielfältigerer Verbinbindung zum Alltag als sein europä-

ischer Kollege. Der amerikanische Richter greift, neuerdings in immer stärkerem Mass, in den Alltag ein mit der Befugnis, soziale, wirtschaftliche, erzieherische Verhältnisse zu ändern, die bis ins intimste Privatleben gehen, beziehungsweise in dessen Schutz oder Nichtschutz. Ein Richter konnte in Boston verfügen, wie viele schwarze Schüler mit Bussen in Schulen der weissen Viertel und umgekehrt wie viele Weisse zur Durchmischung in Schulen der schwarzen Ghettos transportiert werden müssen, auf Kosten jenes anderen amerikanischen demokratischen Wertes: der Nachbarlichkeit und der «Graswurzeldemokratie». Weisse wehren sich, auch mit brutalen Mitteln, gegen dieses «bussing», aber auch «Radikale» fragen sich neuerdings, ob die Methode all das leistet, was von ihr erwartet wird. Mehr Chancengleichheit für alle durch Angleichung der Qualität der Schule und durch Ausschaltung der Segregierung – ein Ziel, ein Ideal, aber es bringt Probleme. Gleichheit bedeutet mehr Staatlichkeit, mehr Bürokratie, steht im Widerspruch zur lokalen Freiheit. Nur im Kopf von Intellektuellen sind hier Gleichheit und Demokratie ein und dasselbe. Zwischen dem Anspruch der anderen Rassen auf Kontingente, auf eine feste Zahl von Studienplätzen in den Hochschulen und der von den Weissen gewünschten Auslese nach der individuellen Qualifizierung sind es Gegensätze nicht zwischen Recht und Unrecht, sondern zwischen zwei Auffassungen des Rechts, die schwer vereinbar sind. Die Richter und die Politiker stellen die Weichen und treffen Entscheidungen, die in das Leben von Millionen eingreifen, so wie Richter den Bau von Schulen, von Krankenhäusern verfügen können, ohne sich um die Beschaffung der Mittel sorgen zu müssen.

Der Richter als Motor der sozialen Veränderung: dem entspricht bisher nicht viel in der alten Welt. Immerhin scheint sich das jetzt zu ändern, wenn deutsche Richter den Baustopp von Kernkraftwerken verfügen können und über die Modalität des erlaubten Schwangerschaftsabbruchs entscheiden. Ob nun hier von einer Amerikanisierung oder einer selbständig gleichlaufenden Entwicklung gesprochen werden soll, kann umstritten werden. Es bleibt die Tatsache einer Konvergenz und eben daher für die Europäer eines neuen direkten Interesses zu beobachten, wie die Amerikaner mit solchen Problemen und Konsequenzen fertig werden.

Ein anderer Bereich, der zu Vergleichen herausfordert, ist der Umweltschutz. Die USA haben mehr Städte, mehr Landstriche verwüstet als die Europäer des Industriezeitalters, sind aber zum Bewusstsein des ökologischen Faktors erwacht; das zeigt sich in Hunderten von Bürgerinitiativen und neuen Gesetzen. Manche Soziologen halten den «Umweltrummel» für eine bürgerliche Masche, die die arbeitenden Massen nicht interessiere, doch das ist anfechtbar. Jedenfalls ist die Zahl der Initiativen grösser als in Europa, wo das ökologische Interesse gleichzeitig gewachsen ist, sich aber mehr mit Ideologien und sogar neuen Parteien identifiziert hat und in Frankreich zu einem politischen Faktor geworden ist.

Ein Gebiet, auf dem Ähnlichkeiten und Unterschiede besonders auffallen, ist das, was die Amerikaner «ethnics» nennen und die Europäer je nachdem Partikularismus, Minderheitskämpfe, Regionalismus, neue Nationalismen.

Worum geht es? Angefangen vom neuen Identitätsbewusstsein der Schwarzen – «black is beautiful» – bis zum neuen Selbstbewusstsein von Italienern, Chicanos, Polen, Slowaken und einem neuen Interesse der jüdischen Jugend an Traditionen und hebräischer Sprache, gibt es die Suche nach kleineren Gruppen, mit denen der einzelne sich leichter identifiziert als mit der «grossen Gesellschaft». Das ist nicht neu. Nicht nur Schwarze suchen ihre «roots»; die Zeitungen treiben für ihre Leser genealogische Forschungen und teilen ihnen mit, woher ihr Name und ihre Familie stammen dürfte. Noch 1950 sagte mir eine Amerikanerin, die ich fragte, woher ihr Name wohl komme, es habe sie nie interessiert zu wissen, aus welchem Land ihre Familie eingewandert sei. Heute interessiert genau das.

In Europa wuchs inzwischen das Bewusstsein eigener Sprachen und Traditionen bei Basken, Bretonen, Okzitanen, Korsen, Schotten, Gaelen – ein vergleichbarer Vorgang. Nun die Unterschiede: «ethnics» ist nicht Abkapselung, sondern Bildung von «pressure groups» mit politischer Wirkung, ein Umweg zur Amerikanisierung, ein neuer Trumpf im Konkurrenzkampf, eine neue Sicherheit. In Europa drängt das Nationale zur Isolierung, zur Errichtung neuer souveräner Staaten, zum Mininationalismus, zur Sprengung grösserer Einheiten. Die «ethnics» sind mit grösseren Aufstiegschancen verbunden, die europäischen Nationalismen mit Selbstverwirklichung, auch um den Preis wirtschaftlicher Schäden.

Ich lasse es bei diesen Beispielen, von denen nur jenes der Richter im Kolloquium von Jekyll Island zur Sprache kam. Aus ihnen wird klar, dass die Werte im Alltag sowohl mit Einsichten wie mit Überzeugungen zu tun haben. Die Aufmerksamkeit gegenüber dem «Alltag» ist nicht neu, dem Soziologen selbstverständlich, dem Historiker eingängig, aber die «emphasis», die Akzentsetzung, der Beziehung zwischen Alltäglichkeit und kollektiven Ideen und Werten kann auf neue Weise ergiebig sein. Das Kolloquium machte den Teilnehmern bewusst, auf welche Weise der Einzelne, die Familie in ihrem Alltag jene grossen Optionen spüren, mit denen es die Politologen und Ökonomen zu tun haben, sind es doch Optionen, die die Bürger schliesslich – und in jedem Sinn des Wortes – bezahlen müssen.

François Bondy